

ROBERT MERLE  
DAS IDOL

Roman



atb

»Sag es mir lieber gleich!« fuhr Tarquinia dazwischen, die plötzlich vor uns auftauchte.  
»Aber in meinem Zimmer, wo wir vor fremden Ohren sicher sind. Nein, Giulietta, bleib da!  
Dein gesunder Menschenverstand wird uns von Nutzen sein.«

Während sie sprach, nahm sie Marcellos Arm, als wollte sie ihn mit sich ziehen, er riß sich jedoch heftig los und zischte:

»Faßt mich nicht an! Ihr wißt genau, daß ich es hasse, angefaßt zu werden!«

»Auch von Vittoria?« fragte Tarquinia bissig.

»Gerade von ihr!« antwortete Marcello mit wutverzerrtem Gesicht. »Das weiß ich schon lange: Frauen sind wie Kraken! Nichts als Saugnäpfe und Fangarme! Vittoria macht da keine Ausnahme!«

Tarquinia schwieg, öffnete die Tür zu ihrem Zimmer und ließ Marcello und mich eintreten. Dann schob sie den Riegel vor, drehte sich zu Marcello um, richtete ihre kalten blauen Augen auf ihn und sagte mit perfider Sanftheit:

»Wie eigenartig, Marcello! Ich hätte gedacht, Vittoria sei eine Ausnahme und es gäbe in deinem Herzen aus Stein ein wenig Raum für sie.«

»Das Herz aus Stein habe ich von meiner Frau Mutter geerbt!« parierte Marcello mit einem wütenden Blick. »Denn offensichtlich vermochte der Tod des unglücklichen Mannes, der für Euch in Gubbio Blut und Wasser geschwitzt hat, Euren schönen klaren Augen nicht die kleinste Träne zu entlocken.«

»Sowenig wie den deinen!«

»Mutter, Mutter!« rief ich da (ich mußte Tarquinia wider meinen Willen so nennen, da mich Onkel Bernardo adoptiert hatte). »Verzeiht mir, doch wenn Ihr Euch nur streitet, ist meine Anwesenheit hier nicht vonnöten.«

»Du hast recht, Giulietta«, sagte Tarquinia und blickte mich verächtlich an, obwohl sie mir zustimmte, »du bist die einzige, die hier noch gesunden Menschenverstand hat. Marcello, wenn du mir etwas zu sagen hast, dann tu das!«

Marcello pflanzte sich, Hände in die Hüften gestemmt, vor dem Fenster auf, vielleicht um sein Gesicht im Gegenlicht zu halten, damit man nicht so leicht darin lesen könne, vielleicht auch weil er – als geborener Schauspieler wußte er sich in Szene zu setzen – seine Silhouette vor dem rechteckigen Fenster vorteilhaft zur Geltung bringen wollte.

»Ich möchte darauf hinweisen«, begann er, »daß mein Rat uneigennützig ist. Da ich Euch, Mutter, auch nicht den Schatten der kleinsten Münze koste, bin ich von dem uns bedrohenden Ruin nicht betroffen.«

»Was beweist«, entgegnete Tarquinia verächtlich, »daß die Saugnäpfe und Fangarme der Margherita Sorghini wenigstens *ein* Gutes haben: sie ernähren und kleiden dich.«

»In der Tat«, erwiderte Marcello. »Und nachdem Ihr jetzt Euer Gift gegen die Dame verspritzt habt, deren Freund ich bin ...«

»Ein teurer Freund«, sagte Tarquinia.

»... kann ich fortfahren. Hier also mein Rat. Unsere Manufaktur in Gubbio muß so schnell und so vorteilhaft wie möglich verkauft werden. Damit könnt Ihr Eure Schulden abzahlen.«

»Nur zum Teil«, meinte Tarquinia.

»Mag sein. Das müßt Ihr am besten wissen. Zum anderen muß Vittoria so schnell und so gut wie irgend möglich verheiratet werden.«

»Glaubst du, daß ich deinen Rat brauche, um zu diesem Schluß zu kommen?«

»Dann habt Ihr sicher ein paar schöne Bewerber im Hintergrund«, erwiderte Marcello und verzog spöttisch die Lippen.

»Deutlich erklärt hat sich nur einer: Francesco Peretti«, seufzte Tarquinia.

»Peretti! dieses klägliche Subjekt, Jesus Maria! Kleiner Adel, kleines Vermögen, kleiner Geist!«

»Aber er ist der Neffe eines Kardinals, der ihn adoptiert und ihm seinen Namen gegeben hat. Montalto betrachtet ihn als seinen Sohn und wird ihn zu seinem Erben machen.«

»Wirklich ein schönes Erbe!« rief Marcello und hob die Hände. »Der Kardinal lebt im ärmlichsten Palast von ganz Rom, fährt in einer erbärmlichen Kutsche, und seine Pferde, die er nicht besser füttert als sich selbst, sind dürre Klepper, die nur von der Deichsel gehalten werden. Obendrein hat Montalto in seiner lächerlichen Tugendhaftigkeit die Pension von Philipp II. ausgeschlagen. Ein schöner Kardinal! und ein schöner Erbe!«

»Ich weiß, ich weiß.« Tarquinia zog die Brauen zusammen. »Aber was kann ich dafür? Ich hatte nicht die Zeit, etwas Besseres zu finden.«

»Bernardo ist also zu früh gestorben?« sagte Marcello mit versteckter Ironie und

verschränkte theatralisch die Arme vor der Brust.

Tarquinia bemerkte weder das Theater noch die Ironie. Ebenso wenig hatte sie die Taktlosigkeit ihrer eigenen Bemerkung wahrgenommen. Ich dagegen war sprachlos über die zynischen Worte von Mutter und Sohn. Es entging mir allerdings nicht, daß Marcello, ganz der *bravaccio*, der er sein wollte, von den beiden Teufeln der subtilere und empfindlichere war.

»Na gut, und wie denkst du darüber, Giulietta?« fragte Tarquinia herablassend.

Ihr Hochmut galt meiner Situation als Adoptivnichte ohne Vermögen, aber auch meiner geringen Körpergröße und der Tatsache, daß mein bißchen Anmut mit der majestätischen Schönheit der Frauen der Familie nicht zu vergleichen war. Gleichwohl erwies sie mir jene Hochachtung, die Leute ihres Schlages widerwillig ihren Verwandten einräumen, sofern sie Tugenden besitzen, die ihnen selbst abgehen und die zu erwerben sie sich in keiner Weise bemühen.

»Über diese Heirat? oder über Francesco Peretti?« fragte ich nach einer Weile.

»Über beides.«

»Nun, Francesco ist mir sehr sympathisch. Er hat nichts Strahlendes, das stimmt. Aber er ist sanftmütig und feinfühlig, ohne daß es ihm an Mut oder Würde gebrähe.«

»Und was sagst du zu der Heirat?« fragte Marcello und sah mich aufmerksam an.

»Vittoria wird nicht unglücklich sein, denn Francesco wird alles tun, was sie will.«

»Und Peretti?«

»Er ist ein zu guter Mensch, um mit einer Accoramboni glücklich werden zu können.«

Marcello brach in Lachen aus: »Aber du bist doch selbst eine Accoramboni, Giulietta!«

»Eben. Deshalb weiß ich, wovon ich rede.«

Hierauf lachte Marcello noch mehr.

»Pst, pst!« machte Tarquinia. Es klang wie das Zischen von einem Dutzend Schlangen. »Marcello, wie kannst du am Sterbetag deines Vaters so ungeniert lachen! Was sollen die Diener denken, wenn sie dich hören?«

»Sie werden denken, daß ich verrückt bin, und das stimmt ja auch. Alle in diesem Haus sind verrückt. Alle, bis auf Giulietta. Mein Vater war eine Memme und zitterte vor seiner Frau. Flamineo ist ein törichter Frömmeler. Meine Mutter, eine Medusa ...«

»Und Marcello, ein Zuhälter!« fiel ihm Tarquinia brutal ins Wort.

Trotz des Gegenlichts sah ich Marcello erbleichen oder glaubte es zu sehen.

»Signora«, sagte er mit klangloser Stimme, »wenn Ihr ein Mann wäret, hättet Ihr jetzt meinen Stahl zwei Zoll tief in der Kehle!«

Das war kein Theater mehr, trotz der melodramatischen Sprache, denn Marcello tastete mit zitternder Hand nach dem Griff seines Dolches, und ich sah in diesem Augenblick deutlich, daß er sein wütendes Verlangen, ein für allemal mit seiner Mutter Schluß zu machen, nur mühsam zurückhielt. Ich warf mich zwischen die beiden, was ich schon mehr als einmal getan hatte, seit ich in diese unbeherrschte Familie gekommen war, wo alle Leidenschaften auf die Spitze getrieben wurden.

Ich stützte mich mit den Handflächen gegen Marcellos Brust. Er zitterte an allen Gliedern unter der Anstrengung, seinen wahnsinnigen Zorn zu unterdrücken. Er sah mich nicht. Über meinen Kopf hinweg sah er Tarquinia durchbohrend mit seinen schwarzen Augen an.

»Marcello, ich flehe dich an!« rief ich.

Er bemerkte mich endlich, kam wieder zu sich, und der Schatten eines Lächelns – dieses Mal wenigstens nicht gespielt – huschte über sein Gesicht. Vielleicht entsann er sich, daß ich als Kind schon einmal zwischen ihn und seine Mutter getreten war und dabei die für ihn bestimmte Ohrfeige erhalten hatte.

»Du bist ein gutes Mädchen, Giulietta«, sagte er leise und atemlos, legte mir dabei die Hände auf die Oberarme und stieß mich dann, selbst überrascht von dieser Geste, zurück.

»Da ich sehe, daß ihr beide mit mir einer Meinung seid«, schloß Tarquinia ohne jede Spur von Ironie und wie blind oder unempfindlich gegen die Gefahr, der sie soeben entronnen war, »werde ich Vittoria umgehend über meine Pläne im Hinblick auf Peretti informieren.«

»Umgehend!« rief ich unwillig.

»Ihr werdet nichts dergleichen tun, Mutter!« schrie Marcello. »Ich werde Euch daran zu hindern wissen. Wenn nötig, stelle ich mich vor Vittorias Tür. Ihr werdet sie morgen sehen. Habt jetzt wenigstens so viel Takt, ihr einen Tag und eine Nacht für ihre Tränen zu gewähren!«

Schnellen Schrittes verließ er das Zimmer, und als ich wenige Augenblicke später im oberen Stockwerk zu den Gemächern seiner Schwester kam, fand ich ihn in dem kleinen Vorraum, der Caterina Acquaviva manchmal als Schlafzimmer diente.

Er lag ausgestreckt auf einem *divano-letto*, wo Caterina oft – in Hörweite ihrer Herrin – die Nacht verbrachte und das so klein (obwohl für Caterina groß genug) war, daß Marcellos Füße darüber hinausragten. Das Tageslicht flutete durch eine nach Süden gehende Maueröffnung herein und fiel auf sein düsteres Gesicht. Als ich eintrat, war er damit beschäftigt, die Sonnenstrahlen auf der nackten Klinge seines Dolches einzufangen, ein kleines Spiel, das mir beunruhigend und kindlich zugleich erschien.

Bei meinem Eintritt kam Caterina aus Vittorias Zimmer, schloß behutsam die Tür hinter sich und sagte, sie habe mich gerade suchen wollen, Vittoria habe nach mir verlangt.

Caterina Acquaviva war frisch und lebendig wie ihr Name, brünett und rundlich, hatte einen bemerkenswert reinen, matten Teint und große unschuldige Augen. Als sie über meine Schulter hinweg Marcello auf ihrem Bett liegen sah, errötete sie. Ihr von einem eckigen Ausschnitt halb entblößter bräunlicher Busen hob sich, und sie sagte mit zärtlicher Stimme, deren Beben sie nicht unterdrücken konnte:

»Signor Marcello, Ihr habt es bequemer, wenn ich Euch die Stiefel ausziehe.«

»Wie du willst«, antwortete er ungerührt, ohne Entschuldigung, daß er ihr Lager einnahm, und ohne sie eines Blickes zu würdigen.

Ich fand Vittoria vor dem Fenster auf einem Stuhl mit hoher Rückenlehne, ihr langes Haar hatte sie über die Lehne geworfen, seine Spitzen berührten den Teppich. Sie hatte die Hände in den Schoß gelegt. Sie weinte nicht und schaute ins Leere.

»Ach, Giulietta«, sagte sie mit gedämpfter Stimme, »ich bin froh, dich zu sehen. Du wenigstens hast unseren unglücklichen Vater geliebt. Mein Gott, wie schlecht haben wir ihn behandelt!«

»Du mußt dir keine Vorwürfe machen«, entgegnete ich nach einem Moment des Schweigens. »Es war nicht dein Entschluß, Gubbio zu verlassen und nach Rom zu gehen.«

»Aber es ist meinetwegen geschehen«, erwiderte sie lebhaft. »Und du weißt, wie gerne ich in Rom lebe. Armer Vater! Er hat sich in Gubbio abgerackert, während wir uns hier amüsierten ...«